

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 114 (2004)

Artikel: Kurzgeschichten
Autor: Jäggi, Agnes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-900929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurzgeschichten

Ein vernünftiger Mann

Karl Reisshaupt war bereit für Edwina. Ein Blick in den Spiegel sagte ihm dasselbe. Das weisse volle Haar unterstrich die Bräune seines kantigen Gesichts mit der markanten Nase. Der gepflegte Bart wies einige graue Strähnen auf, die Augen leuchteten so blau wie ein makelloser Himmel an einem heissen Sommertag. In einem teuren Modegeschäft hatte er sich neu einkleiden lassen. Mit dem Friseurbesuch hatte er sich besondere Mühe gegeben. Insgesamt zwanzig Salons hatte er aufgesucht. Seine Wahl fiel schliesslich auf einen exklusiven Friseurladen mitten in der Stadt. Direkt gegenüber befand sich zufälligerweise ihr Lieblingslokal. Viele Jahre lang hatte Karl seine Edwina in dieses gediegene Restaurant ausgeführt. Hier hatten sie 37 Hochzeitstage gefeiert, Geburtstage, Beförderungen, Edwinas abgeschlossenes Psychologiestudium. Die Ehe war kinderlos geblieben. Karl hatte dies nie bereut, bei Edwina war er sich nicht so sicher. Sie sprachen nur zu Anfang ihrer Ehe darüber. Später rührte er nicht mehr an diesem Thema. Er vergötterte Edwina. Er erinnerte sich, wie die hübsche Brünette am Empfang gesessen hatte, als er sich in der Anwaltskanzlei beworben hatte. «Ich habe einen Termin bei Herrn Bachelard», hatte er schüchtern der jungen Frau mit dem herzförmigen Gesicht und den rehbraunen Augen erklärt. Nach einem kühlen Blick auf ihn hatte sie den Höerer abgehoben und den Besucher gemeldet. «Gehen Sie ins erste Stockwerk zur zweiten Türe links. Die Sekretärin wird Sie zu Herrn Bachelard bringen!» Ihre Stimme klang freundlich, doch das geschäftsmässige Lächeln erreichte ihre Augen nicht. «Vielen Dank», sagte Karl und dachte, wie schön und begehrswert sie erst wäre, wenn auch ihre Augen lachten. Später bestätigte sich seine Vermutung. Nie würde er ihr strahlendes Lachen bei der Hochzeit vergessen. Sie war umwerfend, seine Edwina.

Jetzt war sie tot, von einem Auto auf dem Fussgängerstreifen überfahren. Selbst im Tode war sie noch schön. «Sie hat nicht gelit-

ten», hatte die Schwester leise gesagt und ihn mit Edwina allein gelassen. «Ich werde zu dir kommen, meine Schöne. Vorher habe ich aber noch etwas zu erledigen», flüsterte Karl seiner Frau zu. Die Beerdigung und die Kondolenzbesuche liess Karl mit stoischer Ruhe über sich ergehen. Er war freundlich, sprach nicht viel, aber das erwartete auch niemand von ihm. In der Kanzlei, wo er der Seniorchef war, tauchte er nur noch selten auf. Die Leitung hatte er einige Jahre zuvor seinem Neffen Roman übertragen.

«Guten Tag, Fräulein Meinrad, wie geht es Ihnen?» Das schüchterne Mädchen am Empfang lächelte den Seniorchef an und erkundigte sich ihrerseits nach seinem Befinden. Danach stieg Karl die Treppe hinauf zum ersten Stock, wo er Roman in seinem Büro begrüßte, bevor er sich in sein eigenes zurückzog. Roman war sichtlich überrascht, den alten Herrn in so guter Verfassung zu sehen. Er sah mindestens zwanzig Jahre jünger aus. Da er jedoch kein sehr gefühlsbetonter Mann war und nichts von Smalltalk hielt, begnügte er sich damit, Karl die Hand zu drücken und ihn kurz über die neuesten Fälle zu informieren. Nur zögernd hatte er dem Seniorchef schliesslich die Akte des Autolenkers übergeben, der Edwinas Tod verursacht hatte. Roman hätte nicht sagen können, was ihn so beunruhigte. War es nicht selbstverständlich, dass sein Onkel sich für den Mann interessierte, der seine Frau überfahren hatte? Ausserdem wirkte Karl ruhig und vernünftig. Dafür, dass er Edwina so abgöttisch geliebt hatte, hielt Karl sich wirklich gut. Oder? Roman schob die beunruhigenden Gedanken beiseite. Es war ihm lästig, über Dinge nachzudenken, die er nicht erfassen konnte.

Othmar Heiner war geschieden. Die beiden Söhne waren erwachsen und verheiratet. Othmar lebte in guten Verhältnissen, liebte die Frauen, und er hatte ein Alkoholproblem. «Othmar, Othmar», flüsterte Karl, «du hast dir die falsche Frau ausgesucht.» Er schloss die Akte, nachdem er einige Notizen über Othmar Heiner in sein schwarzes Büchlein gekritzelt hatte. Bevor Karl Reisshaupt seine Kanzlei verliess, übergab er Roman die Akte. «Es ist doch alles in Ordnung?» «Aber ja, du hast gute Arbeit geleistet. Der Mann war nicht betrunken, er war lediglich unvorsichtig», antwortete Karl gleichmütig. Nachdem der alte Herr gegangen war, versuchte Roman sich wieder auf seine Arbeit zu konzentrieren. Es gelang ihm nicht. Schliesslich rief er seine Frau Rosmarie an und bat sie, für

Samstagabend ein Abendessen zu arrangieren und Onkel Karl einzuladen.

«Das ist nett. Aber für Samstag habe ich andere Pläne. Grüß Rosmarie von mir. Bis bald.» Roman nahm die Absage nicht übel. Er hat andere Pläne, das ist gut. Er wird sich ein neues Leben aufbauen. Er war froh, auch wenn die kleine Stimme in ihm drin noch nicht ganz zur Ruhe gekommen war.

Das gediegene Lokal mit seinem altmodischen Charme war gut besetzt. «Guten Abend, Herr Reisshaupt», begrüßte ihn Albin, der alte Kellner. «Es ist schön, Sie wieder einmal hier zu haben. Der Verlust Ihrer lieben Gattin hat uns alle tief getroffen.» Karl dankte ihm. Er wurde an denselben Tisch geführt wie immer. Bevor Karl sich setzte, legte er eine rote Rose auf das Gedeck ihm gegenüber. Er sass eine Weile und trank ein Glas Burgunder. Dann stand sie vor ihm. Karl erhob sich galant, reichte der Frau die Hand und schob ihr den Stuhl zurecht. Der Kellner, der ihre Bestellungen aufnahm, war neu hier. Die elegante Blondine verströmte einen aufdringlichen Parfumduft. Sie war stark, wenn auch gekonnt geschminkt und hatte eine angenehme Stimme. «Ich habe mich über Ihre Einladung gefreut», sagte sie endlich, «aber ich verstehe den Sinn nicht ganz. Othmar geht es ganz gut, auch wenn ihn dieser Unfall natürlich sehr aufgeregt hat.» Nach einer Weile fügte die Blonde hinzu: «Um Ihre Frau tut es mir schrecklich leid. Othmar konnte nicht zur Beerdigung kommen, er stand noch zu sehr unter Schock damals.» «Ach, das ist schon gut. Ich hatte eigentlich vor, sie beide einzuladen, aber da er nun dringend einen Besuch ausserhalb machen muss, dachte ich, es wäre nett, mit Ihnen ein wenig zu plaudern. Wissen Sie, es ist nicht einfach, an einem Samstagabend einen Tisch hier zu bekommen. Es ist unser Lieblingslokal.» «Oh!» Die Frau war irritiert. Auch wunderte sie sich darüber, dass ihr Lebensgefährte Othmar das Essen so kurzfristig abgesagt hatte. Er müsste eine Tante draussen in Oberstheim besuchen. Aber um Punkt zehn würde er sie direkt vor dem Restaurant abholen. Seine Stimme auf dem Anrufbeantworter hatte merkwürdig geklungen und von einer Tante in Oberstheim hatte sie nie zuvor gehört.

Dieser Karl Reisshaupt war ein attraktiver Mann, hatte gute Manieren, und er schien den Tod seiner Frau einigermassen überwunden zu haben. «Wie lange sind Sie schon ein Paar?», hörte sie den

Mann fragen. «Ich habe Othmar kurz vor seiner Scheidung, also vor ungefähr drei Jahren kennen gelernt.» «Lieben Sie ihn?» Sie verschluckte sich beinahe an ihrem Mineralwasser. Was für eine Frage. Nach kurzer Überlegung meinte sie: «Ich war schon einmal verheiratet, und Martin war wohl die Liebe meines Lebens. Othmar ist nett. Ich denke, wir wollten beide einfach nicht einsam dem Alter entgegengehen.» Sie war erstaunt, wie freimütig sie mit einem Fremden über ihre Beziehung zu Othmar sprach. Dann sagte er etwas, was sie erschauern liess: «Ich habe Edwina geliebt. Es wird niemals eine andere Frau für mich geben. Ich will so schnell wie möglich mit ihr vereint sein.» Der Rest des Abendessens verlief schweigend. Sie wusste nicht, was sie tun oder sagen sollte.

Kurz vor zehn liess Karl sich die Rechnung bringen. Er half seiner Begleiterin in den teuren Mantel, nahm sie beim Arm und führte sie zum Ausgang. Abwesend verabschiedete Karl sich von Albin. Der alte Kellner würde sich diesen Abend später noch oft in Erinnerung rufen. Zum einen, weil es Karl Reisshaupts letzter Besuch gewesen war, zum anderen, weil er so kurz nach dem Dahinscheiden seiner Gattin, auf dieselbe tragische Weise und durch denselben Autofahrer, ums Leben gekommen war. Die blonde Dame sagte bei der Polizei aus, Karl Reisshaupt hätte gemächlich den Fussgängerstreifen überquert, als sich ihm ein Wagen mit hoher Geschwindigkeit näherte. Sie erlitt einen Schock, als ihr Begleiter auf die Motorhaube geschleudert wurde und sie den Mann am Steuer erkannte.

Einen kurzen Moment sah sich Othmar Heiner Auge in Auge mit Karl Reisshaupt. «Er hat gelacht, ganz gemein. Der Kerl hat mich hereingelegt, hat mich in dieses Pub bestellt, wo ich auf seine Kosten trinken und mich amüsieren solle. Ich müsste lediglich um zehn vor diesem Laden sein, wo meine Alte ein Geschäftessen habe.» Dies erzählte der betrunkene Mann erst den Polizeibeamten, dann dem Psychiater in der Klinik, schliesslich seinen Trinkkumpanen auf der Strasse. Niemand hatte ihm geglaubt – ausser vielleicht Roman. Hatte Karl nach seinem letzten Besuch in der Kanzlei nicht doch etwas zu gleichmütig gewirkt? Es war lästig, über solche Dinge nachzudenken. Karl war schliesslich ein vernünftiger Mann gewesen. Dummheiten zu begehen, lag ihm einfach nicht.

Die Brieffreundin

Seit zehn Jahren schreibt sie mir regelmässig – meine Brieffreundin. Weder habe ich sie jemals gesehen, noch habe ich jemals mit ihr gesprochen. Nicht einmal ein Foto besitze ich von ihr. Und dennoch ist Sophie mir auf geheimnisvolle Weise vertraut wie kein anderer Mensch.

In ihren ersten Briefen erzählte sie aus ihrem Leben: Von Träumen, die nicht in Erfüllung gegangen waren, von Kämpfen, die sie verlor, und von der Literatur, der sie ihre ganze Liebe geschenkt und die ihr in schweren Zeiten stets Zuflucht gewährt hatte. «Ich habe die ganze Welt gesehen, war mit der Kutsche, der Eisenbahn und mit dem Schiff unterwegs.» Dies schrieb mir Sophie in ihren nächsten Briefen. Etwas verwundert war ich damals schon. Es war, als hätte Sophie nach den ersten an mich gerichteten Briefen ein Kapitel abgeschlossen und ein völlig neues angefangen. Auch ihre Beschreibungen fremder Kulturen, fremder Menschen und Sitten kamen mir manchmal allzu romantisch vor. Wunderschön und zart verfasst zwar, aber nicht eben realistisch. Mein Eindruck, Sophie habe all diese Reisen nicht wirklich unternommen, sollte sich eine ganze Weile später als richtig erweisen und dennoch – auch wieder nicht ...

Einige Monate vergingen, und regelmässig trafen Sophies Briefe ein. Ich freute mich stets auf die zartrosa, manchmal auch himmelblauen oder zartgelben Briefumschläge, auf denen in Sophies zierlicher und schwungvoller Handschrift mein Name und meine Adresse standen. Inzwischen wusste ich, dass meine Brieffreundin über 80 Jahre alt sein musste. Sie lebte, so schrieb sie, in einer prachtvollen Villa mit vielen Bediensteten, direkt am Genfersee. Sie empfing nicht mehr oft Besuch und wenn, dann nur alte Freunde, Gefährten ihrer Jugendzeit. Manche von diesen Menschen beschrieb sie sehr eingehend, und obwohl ich mich nicht besonders bei den alten Klassikern der deutschen Literatur auskenne, erinnerten die einen oder anderen dieser Jugendgefährtinnen und -gefährten an berühmte Figuren aus Werken von Fontane oder Schiller. Und eines Tages, gerade hatte ich wieder einen von Sophies Briefen geöffnet, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Natürlich, Sophie und ihre grosse Leidenschaft – die Literatur! Ich entsann mich, wie Sophie in ihrem ersten Brief erwähnt hatte, als Mädchen und junge

Frau nicht eben glücklich gewesen zu sein. Deshalb sei sie eines Tages aus ihrem «goldenem Käfig» ausgebrochen. – Für mich hiess das damals, dass sie ihren Koffer gepackt und in die Welt hinausgefahren war.

In gewisser Weise hat Sophie dies wohl auch getan. Sie reiste durch alle Länder der Welt, ohne ihr Heim je wirklich verlassen zu haben.

In Wirklichkeit lebt meine Brieffreundin seit Jahrzehnten in einer sehr noblen Privatklinik, einem Sanatorium für Frauen mit «angriffenen Nerven», wie es dezent in einem Prospekt heisst. Sophie stammt wohl aus einer wohlhabenden Familie, deren männliche Mitglieder in früheren Jahren in höchst undurchsichtige Machenschaften verwickelt waren. Den Rest kann man sich zusammenreimen. Vielleicht sollte Sophie einen Mann heiraten, den sie nicht wollte; vielleicht war – ist – sie sogar Mutter? Ich weiss es nicht und will es auch nicht wissen. Sophie wird niemals mehr mit Menschen sprechen, doch in ihren Briefen erzählt sie weiterhin aus ihrem Leben, das nicht ihres ist – oder etwa doch?

Ein Star

Die Menschen erheben sich von ihren Sitzen. Sie klatschen, stossen Begeisterungsrufe aus. Das Tosen nimmt kein Ende, es hallt in ihrem Kopf, sie wünscht sich Stille, will allein sein, kann nicht denken, findet ihre Mitte nicht mehr. Ein Redner nähert sich ihr, und sie weiss, was kommt. «Das, meine Damen und Herren, ist die Stimme von Morgen. Valenzia De Como. Ihre Texte beschwören eine Welt herauf, in der es sich lohnt zu leben. Gerechtigkeit für alle und nie mehr Krieg. Missverständnisse waren es, die zu Uneinigkeit und Streit geführt haben. Die Welt der Valenzia De Como ist anders: Geprägt von Verstehen und Verständnis, von Liebe und stetigem Miteinander. Eine multikulturelle Welt ...» «Er hört sich gerne reden», denkt sie müde. Die Menschen klatschen wieder. «Sie sind gerührt. Sie wollen ganz bestimmt ‹meiner› Linie folgen», denkt sie und weiss, dass die von ihr beschworene Welt ein Märchen ist – wunderschön zwar, aber eben nur ein Märchen, solange Menschen wie wir diese Welt bevölkern.

Sie lächelt, winkt ins Publikum, was mit neuem brausendem Beifall belohnt wird. «Nachher verlassen sie alle den Saal, essen und trinken etwas, ihr Alltag hat sie wieder», denkt sie. «Und ich, die gefeierte Valenzia De Como, was tue ich? Nun, ich ziehe mich in mein Hotelzimmer zurück, trinke einen Whisky, habe meinen Job für diesen Abend getan. Keine neue Welt kreiert, keine neue, aufregende, von gegenseitigem Respekt beherrschte Zukunft für Mensch und Tier und die Schöpfung überhaupt geschaffen.» Sie weiss, viele wollen ihr nun die Hand drücken, ihr tief in die Augen schauen, ihr von ihren Visionen erzählen mit strahlendem Blick, mit bebenden Stimmen. Doch sie wird dem Redner kurz zuflüstern, dass ihre Migräne im Anrücken wäre, dass sie schlafen müsse, um morgen früh in die nächste Stadt zu ziehen. Gleiche Show, gleiches wunderbares Märchen, anderes Publikum, immer gleiche Menschen um sich geschart. «Ich bin zynisch», denkt sie, «dabei bin ich ein ‹Star›, wollte immer ein Star sein, und nun? Ich bin leer, fühle mich wie eine Betrügerin, die nicht mehr an die Ideale glaubt, die sie Jahr für Jahr genährt hat.»

Anfangs wurde sie ausgelacht. Es hatte einige Zeit gedauert, bis gewiefte Manager erkannten, dass das, was sie zu sagen und zu singen hatte, den Menschen gefiel, besonders in Krisenzeiten: Keine Kriege mehr! Keine Macht den Mächtigen! Und so weiter und so fort. Noch einmal verbeugt sie sich vor dem Publikum, raunt dem Redner ins Ohr: «Ich geh ins Hotel, fühle mich erschöpft.» Er nickt leicht unwirsch, enttäuscht darüber, seine Trophäe nicht am Galadiner vorführen zu können. Doch bevor sie geht, wirft sie noch einen letzten Blick auf ihr Publikum. Was hatte George Orwell einmal geschrieben: «... weil jedes Leben von innen her gesehen nichts weiter als eine Kette von Niederlagen ist.» Auf dem Weg ins Hotel ging ihr der Satz nicht mehr aus dem Sinn. Warum gerade in diesem Moment? Warum jetzt, wo sie ganz oben stand? Alle liebten sie doch. Doch eigentlich kannte sie die Antwort bereits: Morgen war sie wieder vergessen, so wie gestern. Ja, Orwell hatte schon recht. Auch in Willy Brandts Zitatensammlung tauchte Orwells Satz auf. Kurz lächelte Valenzia beim Gedanken an ihren liebsten Politiker, den sie, selber als uneheliches Kind geboren, in ihren Träumen oft zu ihrem Vater gemacht hatte. Das war ihre Freiheit. Sie konnte sich jeden als Vater aussuchen – wer wollte ihr schon das Gegenteil beweisen, jedenfalls theoretisch. Es gab auch noch andere Wunschl-

väter Valenzias, doch Willy Brandt war ihr der Liebste. Ob er auch so oft an sich gezweifelt hatte? Ob er sich auch manchmal leer und traurig gefühlt hatte, wenn die Menge ihm zujubelte, im Wissen, dass sie ihn am nächsten Tag anspucken würde? Bestimmt. Ein Mensch ist ein Mensch. Zweifel sind ganz natürlich. Wer nie an sich zweifelt, der kann wohl nicht echt sein.

Sie brauchte nun wirklich Schlaf, sonst konnte es geschehen, dass sie gänzlich im Selbstmitleid versank, sich in den düsteren Gefilden pseudophilosophischer Gedankendickichte verlor und schliesslich statt eines kleinen Whiskys mindestens eine halbe Flasche benötigte, um dem Dschungel in ihren Gehirnwindungen zu entkommen und in den Schlaf zu flüchten. «Ich kann weder die Menschen noch die Welt ändern, aber ich kann sie wenigstens für eine Weile unterhalten, aus dem Alltag reissen, und dafür lieben sie mich.» Mit diesem Gedanken schliess Valenzia De Como, der gefeierte Bühnenstar, getröstet ein.

Als sie die Augen aufschlug, regnete es. Wütend trommelten die Tropfen an ihr Fenster. Der Kellner brachte das Frühstück, auf dem Tischchen lag auch eine Zeitung. «Valenzia De Como – eine Ausnahmekünstlerin», las sie. Sie lächelte und verzichtete darauf, den restlichen Artikel zu studieren. Mit grossem Appetit verzehrte sie ihr reichhaltiges Frühstück und erinnerte sich an eine andere Schlagzeile, erschienen in derselben Zeitung vor gerade einmal einem halben Jahr: «Valenzia De Como – der Möchtegernstar» und darunter «mittelmässig bis mitleiderregend».

Nachdenklich griff sie sich an den Hals, befiingerte ihr zierliches Halskettchen, das ihr vor langer Zeit einmal ein Freund geschenkt hatte. Es war ihr Glücksbringer, den sie niemals abnahm, nicht einmal unter der Dusche. Das dezente Schmuckstück bestand aus kleinen silbernen Buchstaben, so winzig, dass sie nur mit der Lupe zu entziffern waren. Zusammen ergaben die zierlichen Gliedchen das Zitat: «... weil jedes Leben von innen her gesehen nichts weiter als eine Kette von Niederlagen ist.»

Eine Zigarre zur Beerdigung

Hermann besuchte nach mehr als zwanzig Jahren sein Heimatdorf. Er würde den Zug auf Gleis 5 nehmen, welcher Punkt drei Uhr abfahren sollte. Das hatte ihm Helene, seine Betreuerin, geduldig erklärt. Hermann musste fast ein wenig lächeln. Er war doch nicht blöd, ausserdem konnte er lesen, auch wenn die Fahrpläne in den vergangenen Jahren sehr umfangreich geworden waren. Aber das war nur natürlich. Die Menschen wollten überallhin fahren, und das zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten, deshalb brauchte es viele Züge, viele Gleise und grosse, übersichtliche Fahrpläne. Hermann mochte Bahnhöfe, auch wenn er nur selten allein irgendwohin fahren durfte, eigentlich gar nie. Für Ausflüge mit der Gruppe wurde der praktische kleine Heimbus benutzt.

Aber dies hier war ein besonderer Anlass, und Hermann wollte keine Begleitung, wie er Helene würdevoll erklärt hatte. Immerhin verabschiedete er sich an diesem herrlichen Maimorgen von seinem Onkel Franz, der ihn jeden Donnerstag besucht hatte. Jetzt war es an Hermann, seinem Onkel einen letzten Besuch abzustatten.

Onkel Franz war gestorben, und Hermann, der sich nur vage an die Bedeutung dieses Ausdrucks erinnerte, wusste zumindest, dass die Donnerstagsbesuche seines Onkels von nun an ausfallen würden.

Der Zug fuhr langsam in den sonnenbeschienenen Bahnhof ein. Hermann schritt konzentriert und mit gerunzelter Stirn die Wagenreihe ab. Er besass ein Billett für die zweite Klasse, und ausserdem wollte er in ein Abteil, wo er seine Zigarre rauchen konnte. Diese hatte er von seinem Kumpel Ferdi bekommen. «Hier, Hermann, tu dir was Gutes. So eine Beerdigung, die findet nicht jeden Tag statt», hatte Ferdi weise bemerkt, als er ihm feierlich die Zigarre überreichte. «Ich habe sie am Kiosk gekauft, und Frau Schlatter hat mir bestätigt, eine sehr gute Wahl getroffen zu haben.» Hermann war gerührt und einen Moment versucht, seinen Freund mitzunehmen. Er entschied sich schliesslich dagegen. Ferdi war ein lieber Kerl, ganz bestimmt. Doch in Gesellschaft von vielen Leuten wurde er schnell nervös, und er würde wieder anfangen, lautstark aus Robert Walsers «Der Räuber» zu zitieren, Ferdis Lieblingsbuch, das einzige, das er besass und das er wohl beinahe auswendig kannte. Auch Helene wäre nicht einverstanden, wenn Ferdi mitkäme. Dabei erin-

nerte Hermann sich an einen Ausflug ins Landesmuseum vor einem Jahr. Seine Gruppe hatte damals eine Ausstellung über Hermann Hesse besucht. Hermann war sehr stolz darauf gewesen, eine Ausstellung seines Namensvetters zu sehen, auch wenn er nie etwas von diesem Dichter gelesen hatte. Er las nur die Romanhefte, die ihm Onkel Franz jeweils mitgebracht hatte.

Na jedenfalls, kaum waren sie auf dem Parkplatz beim Museum angekommen, geriet Ferdi auch schon ausser sich. Er lief aufgeregzt hin und her, deklamierte lautstark vor sich hin, und noch ehe Helene ihn zur Gruppe zurückbringen konnte, baute Ferdi sich vor einer eleganten Dame auf, stierte sie an und zitierte kreischend: «... und erkläre ich mich mit allen denjenigen einverstanden, die meinen, es sei schicklich, dass man den Räuber angenehm finde und dass man ihn von nun an kenne und grüsse.» – Helene erreichte Ferdi endlich und rief atemlos: «Aber Ferdi, so beruhige dich doch», wobei sie der erschreckten Frau einen entschuldigenden Blick zuwarf. Helene redete eine Weile beruhigend auf den aufgewühlten Ferdi ein, während sie den zitternden, ungelenken Mann behutsam vor sich herschob. In einem grossen Raum schliesslich, wo eine Schulkasse den Erläuterungen ihres Lehrers über die Kindheit von Hermann Hesse folgte, fuhr Ferdi fort mit seiner Litanei, wobei er sowohl die Stimme des Pädagogen wie auch das Kichern der Kinder mühelos übertönte: «Sie, mein geschätzter Herr, scheinen kein Freund der Dichtkunst zu sein, sonst würden sie sich besonnen haben, obiges eigentümliches Wort über die Lippen zu bringen ...» Welches Wort er damit meinte, wurde nicht weiter diskutiert, auf jeden Fall aber bedeutete dieser Auftritt das Ende des Ausfluges. Im Bus verhielt Ferdi sich ganz still, bis er merkte, dass niemand ihm Vorwürfe machte. Er holte seinen «Räuber» aus der Adidas-Sporttasche und las laut daraus vor. Wenn Ferdi nicht aufgeregzt war, dann klang seine Stimme ganz angenehm.

Hermann vermutete zu Recht, dass ein solches Benehmen an einer Beerdigung unpassend wäre. Während er es sich im Zugsabteil bequem machte und genüsslich an seiner Zigarette zog, kehrten Hermanns Gedanken zu Onkel Franz zurück, seinem einzigen Verwandten, der ihn vor vielen Jahren ins Auto verfrachtet und ins Heim gebracht hatte. «Ich komme dich besuchen, aber bei mir wohnen kannst du nicht mehr, es wird zu anstrengend für mich», hatte

der Onkel ihm unterwegs erklärt. Hermann wusste nicht recht, was er damit gemeint hatte, «zu anstrengend». Er war doch ein guter Junge, der immer das tat, was sein Onkel von ihm verlangte. Er ging zur Schule, er kochte Milch, fütterte die Hühner, wusch die Wäsche und manchmal – nein – seine Gedanken verirrten sich, ihm wurde schwindlig. Er wollte nicht mehr darüber nachdenken. Doch sein Gehirn kannte keine Gnade, sein Kopf begann zu schmerzen. Bilder tauchten vor Hermanns geistigem Auge auf. Er sah die wütende Frau Manner, sie schrie ihn an. Hermann hatte Angst vor ihr, vor ihrer lauten Stimme. Er presste ihr seine grosse Hand auf den Mund und schrie: «Sei ruhig, sei ruhig!» Er glaubte noch den Schlag zu spüren, den sein Onkel Franz ihm auf den Rücken verpasste, als er ihn von der brüllenden Frau wegzog. «Da, siehst du», keifte sie, «eines Tages wird dieser hässliche Kerl noch jemanden umbringen. Meine Lea hat Angst vor ihm, weil er ihr immer auflauert, und auch die anderen Kinder im Dorf laufen vor ihm davon!» Hermann hatte die Frau fassungslos angestarrt. Was redete die denn da? Lea lachte doch immer laut, wenn er sie traf, und auch die anderen Kinder fanden es lustig, wenn sie mit ihm spielen durften. Onkel Franz würde das klären, die Frau musste krank sein, wenn sie solche Dinge behauptete. «Er ist das einzige Kind meines toten Bruders, was soll ich denn tun?», stammelte Onkel Franz bedrückt und setzte sich schwer auf die Bank in der Küche. «Es gibt Heime, wo solche Krea-, ich meine Menschen, gut versorgt werden und keine Gefahr für sich und andere sind», klärte Frau Manner den Onkel eifrig auf. «Ich finde, der Junge gehört nicht mehr hierher. Er wird älter und stärker, und wer weiss schon, was in seinem Kopf vorgeht ...» Hermann hatte angstvoll seinen Onkel angesehen. Was ging hier vor? Er wusste es nicht, ahnte aber, dass etwas Schlimmes geschehen würde.

Hermann drückte behutsam seine Zigarre aus. Ihm war nicht mehr nach Rauchen. In seinem Hals steckte ein Kloss, und zu seinem Entsetzen merkte er, dass er weinte, die Tränen rannen über seine Wangen, schmeckten salzig auf seinen Lippen. Er hatte plötzlich grosse Angst, wollte zu Helene, zu Ferdi. Die waren nie böse auf ihn. Wenn Onkel Franz tot war, dann wäre er ja gar nicht wirklich dort bei der Beerdigung, stattdessen wäre vielleicht Frau Manner da. Er weinte heftiger, wollte wieder nach Hause zu Helene, in die Gruppe. Als der Kondukteur plötzlich vor Hermann stand, erschrak

dieser so sehr, dass er den Mann von sich wegstieß, aufsprang und den Gang entlangrannte. Der Kondukteur schrie, was Hermanns Schrecken noch vergrößerte. Er rüttelte an einer Türe, die sich aber nicht öffnen ließ. Er lief weiter, die Leute auf den Sitzen starrten ihn an, der Kondukteur fluchte laut und war ihm dicht auf den Fersen. Hermann erreichte ein Fenster, sah den strahlend blauen Maihimmel, das Glitzern des Flusses unter der Brücke, riss das Fenster herunter und stürzte sich hinaus.

«Hermann ist tot», teilte Helene der Gruppe mit. «So wie sein Onkel Franz», warf Ferdi ein, «na, das sind ja Sachen. Und dabei habe ich ihm eine ausgezeichnete Zigarre zur Beerdigung geschenkt.» Da keiner mehr etwas sagte, holte er sein Buch von Walser hervor und begann vorzulesen: «Denn ist nicht nach Friedrich Nietzsche das Anschauen, das Miterleben einer Tragödie im feineren und höheren Sinn eine Freude, eine Lebensbereicherung?»